



Was Jgnaz mir erzählt hat

Was Ignaz mir erzählt

Ein Mpare aus Ost-Afrika. (Von Schw. M. Roselina.)
(Fortsetzung)

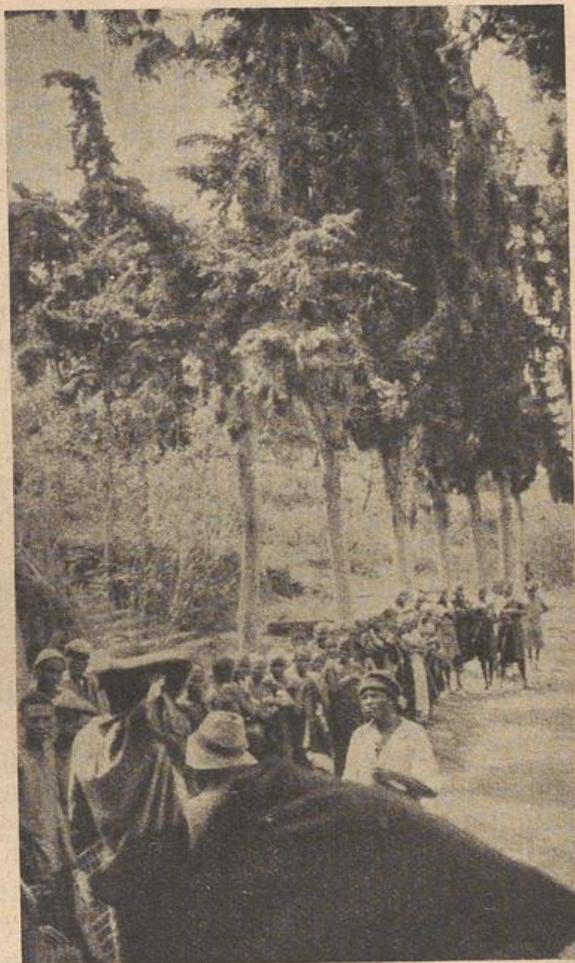
Meine Schwester kam gar nicht aus dem Staunen heraus, und als sie dazu noch viele Leute am Strand auf- und abgehen sah, kam es ihr vor, als ob wir in eine ganz andere Welt versetzt seien. Nach 2 Stunden Rast ruderten wir in einem kleinen Boot zum Küstendampfer, der die Leute von einem Landungsplatz zum andern beförderte. Eine ungewöhnliche Angst bemächtigte sich meiner. Kokiambo klammerte sich fest an mich. Wir getrauten uns kaum, Atem zu schöpfen, und blieben stumm und steif sitzen. An das Schiff waren noch viele kleine Boote angehängt, auf denen die Leute Waren aus- und einluden. Nun brachte man uns in einen Eckraum. Bei dem Schaukeln auf dem Meere fing meine Schwester an zu weinen und zu jammern: „Wir sterben, wir sterben!“ Aber das große Schiff ging mit uns auf dem Wasser weiter, und bald sahen wir nichts mehr von Mombassa. Es wurde dunkel. Unter dem Rauschen des Meeres schliefen wir ein.

Am nächsten Tage kamen wir nach Tanga und schauten da dem Aus- und Einladen zu. Die Angst vor dem Untergehen war allmählich gewichen; und so holten wir unsern Proviant: Bananen und Mais, und ließen uns die erste Mahlzeit auf dem Dampfer gut schmecken. Wir kamen uns vor, als wären wir in einen kleinen Himmel versetzt! Wie unendlich groß und mächtig ist doch der liebe Gott! Denn durch die Wunder seiner Schöpfung fühlten wir uns viel näher bei ihm!

Wieder war alles fertig und wir sahen unser Schiff im goldenen Abendrot sich weiter und weiter ins Meer bewegen. Unser kindliches Gemüt nahm diesen Eindruck auf für das ganze Leben. Wir sahen den Wellen zu, bis es dunkel wurde, und gingen dann jedes in seiner Ecke unter einem Segeltuch schlafen. Aber der Schlaf kam lange nicht. Es waren ja der Eindrücke zu viel für uns Kinder aus den Bergen, die ja nie etwas anderes gesehen hatten als unsere Hütten und das Vieh. Die Sterne funkelten am Himmel; leise und gemächlich schlugen die Wellen an unser Schiff. Wir wurden gewiegt und geschaukelt und fielen dann endlich in tiefen Schlaf.

Als wir morgens erwachten, sahen wir in weiter Ferne eine Stadt. Es war Zanzibar, unser Landungsplatz. Nun glaubten wir wirklich eine neue Welt zu sehen. Große Häuser lagen dicht am Meere. Von weitem kamen schon die kleinen Boote uns entgegen. In einem derselben saß ein Europäer mit einem weißen Hut. Unser Pater sagte zu uns: „Kinder, nehmt jetzt all eure Sachen zusammen; da kommt ein Pater und holt uns ab!“

Schon stand er vor uns, und wir konnten vor Überraschung kaum „Jambo“ (Guten Tag!) sagen. Die Schiffstreppe wurde wieder angebracht und wir stiegen hinunter in ein kleines Boot und ruderten der Stadt zu. Ich freute mich auf das Harmoniumspielen und versuchte unbemerkt meine Finger am Rande des Bootes zu üben. Ein verstohlenes Lächeln des Paters ließ mich diese Übung aufgeben. Flink stiegen wir ans Land und bewunderten all das Neue und Schöne, all das Fremde, das sich den Augen bot. Wir folgten den beiden Patres und gingen mit den Leuten, welche uns abholten. Das Läuten an der Pforte be-



Die Karawane (Photo: Archiv)

merkten wir gar nicht. Die Türe ging auf, und wir standen im Schwesternkloster. „Töchter Mariens“ aus St. Mauritius walteten hier ihres Amtes. Sie leiteten ein großes europäisches Hospital und hatten Schulen für die Mädchen. — „So“, sagte jetzt der Pater, „Rokiambo bleibt jetzt hier bei den Schwestern, wo sie sehr viel lernen kann; wir gehen zu den Patres, wo auch die Jungens ihre Schule haben!“ Die Schwestern waren aber sehr lieb zu Rokiambo, und so fühlte sie sich ganz zu Hause, weil der Pater ihr versprach, daß ich sie öfters besuchen dürfte. Wir verabschiedeten uns kurz und gingen weiter.

Jetzt führte uns unser Weg zwischen hohe Häuser. Ich mußte immer hinaufschauen, denn ich fürchtete, es müßte jemand herunterfallen von da oben. Alles war noch im arabischen Stil gebaut; enge Gassen, hohe Häuser mit kleinen vergitterten Fenstern, die untermits mit schwarzen Tüchern verhängt waren. Nun bogen wir nach rechts ein und kamen durch ein großes

Tor, das uns auf einen großen Spielplatz führte. Eine Schar froher Jungens stürmte auf uns zu und nahm uns gleich als Kameraden auf. Es würde zu lange dauern, wenn ich eines jeden Geschichte erzählen wollte, fast alle waren von den Missionaren aus grausamer Sklaverei oder Kriegsrauberei losgekauft. Bald sah ich ein, daß man sich hier an eine pünktliche Tagesordnung halten mußte. Am nächsten Morgen erhielt ich den ersten, ersehnten Harmoniumunterricht! Und es wurde mir klar, daß zur Erlernung dieses Instrumentes eine große Ausdauer notwendig ist. Die Finger gingen meistens verkehrt, und es gab mark- und beindurchdringende Töne.

Die ersten Tage erntete ich kein Lob; dafür aber reichlich Tadel. Da stand oft mein vogelfreies Leben in den Parebergen beim Viehhüten vor den Augen und plagte mich mit Heimweh. Doch es dauerte nicht lange! Nach und nach tauchte das Verständnis auf und ich fand immer mehr Freude an der Musik. Kokiambo und ich wurden fleißig in der Religion unterrichtet und dann getauft. Ich erhielt den Namen „Ignatius“ und meine Schwester „Lucia“. Nun waren wir Christen, und zwar die ersten aus unserem Stamm. Wie glücklich waren wir, und wie sehr wünschten wir, daß alle uns folgen möchten. — Die Zeit verging so rasch mit Lernen, Handarbeit und Kinderspielen. Ich konnte schon beim Gottesdienst meinen Posten am Harmonium ausfüllen und freute mich ungemein über meine Leistungen.

Eines Tages rief mich der Pater Missionar zu sich und sagte: „Ignaz, der Pater in Bura hat jetzt ein schönes Harmonium aus Frankreich bekommen, und er wünscht, daß du nach dort zurückkehrst.“

Freudig rief ich aus: „Soll ich heute schon gehen?“

„Nächste Woche kommen seine Träger nach Mombassa, dann kannst du mit ihnen gehen. Übermorgen geht der Dampfer nach Tanga und Mombassa, und da kannst du mitfahren.“

Wer war nun glücklicher als ich? Ich kam mir vor, wie ein Held, der große Reichtümer erobert hat. Mitten in der Freude dachte ich an meine Schwester. Was soll aus ihr werden? Soll ich sie mitnehmen? Aber wo sollte sie weiterlernen; denn in Bura waren damals noch keine Schwestern. Schnell lief ich zum Pater mit meinem Anliegen, der gütig entschied:

„Kokiambo bleibt hier, bis Bura selbst Schwestern hat.“

So nahm ich denn Abschied von meiner Schwester, die ihr Zurückbleiben als ganz selbstverständlich betrachtete. Der Pater Missionar brachte mich ans Schiff und übergab mich dem Offizier. In Mombassa kam mich derselbe Mann vom Schiff abholen, der mich vor vier Jahren zur Mission gebracht hatte. Wie ganz anders war es mir jetzt zumute! Wir fuhren ans Land und die Träger hatten ihre Sachen fertig zum Abmarsch.

Nach einem guten Schmaus von Fisch und Reis ging es unter Gefang der Heimat zu. Am dritten Tage langten wir an und, o die Freude bei meinen Kameraden; stundenlang saßen wir abends zusammen, ich erzählte ihnen von dem Meer, von den Schiffen, von der Insel Zanzibar. Nach meiner Berechnung war ich ungefähr 16 Jahre alt; Lesen, Schreiben, Rechnen, Harmoniumspielen, das alles hatte ich gut gelernt und durfte mich auch weiter fortbilden. Nun wurde ich zur Mithilfe in der Schule herangezogen und erteilte auch auf den umliegenden Dörfern den Katechismusunterricht. Auf diesen Wegen kam mir immer der Gedanke: Ach könnte ich den Meinigen in der Heimat doch auch vom lieben Gott, von seiner Güte, Liebe und Barmherzigkeit erzählen. —

So vergingen weitere zwei Jahre. — Eines Tages faßte ich den Mut, den hochwürdigen Pater Missionar zu bitten, meine Eltern und Verwandten besuchen zu dürfen. Freundlich erwiderte er: „Wie willst du das machen? Die Reise durch die Steppe ist gefährlich, und du hast sicher vier Tage nötig, bis du dort ankommst.“ Entschlossen und zugleich begeistert antwortete ich: „Vater, gib mir zwei oder drei Christen mit; damit wir unsere Leute belehren können, und dann können wir auch bei uns eine Mission anfangen!“ Dem Pater gefiel mein Vorschlag und er sagte: „Gut, Ignaz, wir wollen die Sache überlegen und uns nach guten Helfern umschauen. Unterdessen wollen wir fleißig den lieben Gott bitten, daß er uns hilft!“ War das ein Trost für mich! Ich hätte laut singen mögen vor lauter Freude!

Der Pater besprach die Angelegenheit mit seinen älteren Christen, und bald meldeten sich Philemon und Johanni. Sie waren bereit, mit mir die gefährliche Reise zu machen. Es gehörte ein großer Opfermut dazu, weil die Stämme feindlich gegen einander gesonnen waren und nur zu leicht Todesrache übten. Philemon und Johanni gehörten zum Küstenstamm und hatten mit der Feindseligkeit der Wataita nichts zu tun. Ich versprach, sie auf alle Weise zu schützen. Mein Herz pochte zum Zerspringen, wenn ich an die Heimat dachte.

An einem Sonntag nach dem Gottesdienst verabschiedeten wir uns von unsern Kameraden und erbaten uns noch den Segen für die Reise vom Pater Missionar. Unsere mit Trinkwasser gefüllten Kürbisflaschen hängten wir über eine Schulter und über die andere das Paket mit Proviant. Dann zogen wir frisch und frohgemut über die Berge, der Steppe zu.

„Wo werden wir heut übernachten?“ fing Philemo an, als wir ziemlich weit in der Steppe waren und die letzten Strahlen der Sonne hinter den Bergen verschwanden. Wir wollen noch ein bis zwei Stunden weiter marschieren und uns dann nach einem Ruheplätzchen umsehen.

Nach einer Weile hörten wir das Gebrüll eines Löwen aus der Ferne zu uns herüberschallen. „Setzt aber schnell!“ sagte Philemo, „dort ist ein großer Baum mit breiten Ästen!“ Im selben Augenblick packte jeder von uns ein paar Schlingpflanzen; einen Strick winden und hinaufklettern war eins. Wir machten uns mittels der Stricke Sitze in den Ästen und banden uns selbst fest, damit wir im Schlafe nicht herunterfallen konnten. Dann stärkten wir uns mit unserm Proviant und unterhielten uns im Flüsterton bis gegen Morgen. Da machte sich der Schlaf bemerkbar, und wir waren herzlich froh, als die Sonne auftauchte. Ich fühlte mich so glücklich, daß meine beiden Kameraden so mutig ausgehalten hatten, ohne ein Wort der Klage. „So,“ sagte ich, „nun ruht aus und schlafet, ich halte Wache; und dann gehen wir weiter!“ Die beiden streckten sich ins lange Gras und schliefen ein, während ich gegen den Baum gelehnt sitzen blieb. Johanni erwachte zuerst und rieb sich die Augen, ehe er feststellen konnte, wo wir waren. Dann weckte er Philemo und sagte: „Was für eine Schande, wir zwei schlafen und lassen Ignaz allein wachen!“ Im Nu standen wir drei auf den Beinen und gingen weiter.

Als wir eine geraume Zeit gewandert waren, sahen wir ganze Herden von Gazellen und Giraffen, die im Schatten der Bäume ausruhten. Philemo sagte: „Hier sind wir wenigstens vor den Löwen gesichert, weil sie zuerst auf das Wild losgehen, wenn sie hungrig sind!“ Das war eine Beruhigung. In weiter Ferne sahen wir eine Gruppe großer Bäume. „Bis dahin müssen wir heute kommen!“ sagte Philemo, „dann sind wir geschützt.“ Wir strengten uns an, so viel wir konnten, die Sonne brannte auf unsere Köpfe und die Fußsohlen wollten die Glut des Steppensandes nicht mehr aushalten. Wir machten halt und setzten uns in den Schatten eines großen, dornigen Strauches. Bald schliefen wir alle drei ein. Nach geraumer Zeit, als die Sonne sich schon zum Westen neigte, wurden wir wach; das war unser Glück; gestärkt und ausgeruht steuerten wir tapfer auf die Bäume zu. Wie freuten wir uns, als wir nicht nur Bäume, sondern auch Wasser fanden. Schnell badeten wir uns im Fluß und versuchten, uns bequeme Plätze für die Nacht in den Ästen der Bäume zu bereiten.

Als es zu dunkeln anfing, kletterten wir hinauf und glaubten uns in Sicherheit; aber, o weh, es wurde lebendig unter uns, und wir trauten kaum unsern Augen, als eine Herde Zebras angestampft kam und ins Wasser stieg. Sie tranken behaglich, und wir hatten weiter nichts zu fürchten. Aber eine Sorge ließ uns keine Ruhe. Wir sahen, daß wir gerade die Krümmung des Flusses gewählt hatten, und erkannten die Gefahr, die uns treffen würde, im Falle daß Elefanten kämen. Diese hätten uns samt den Ästen heruntergeholt und zu Mus zerstampft.

Wir verhielten uns mäuschenstill und sahen den verschiedenen Tieren zu, wie sie zum Wasser kamen. Am schnellsten waren die Giraffen mit ihren langen Hälsen und großen Augen.

Da hörten wir dumpfe Schritte, ein Schnauben, daß es uns kalt und warm zugleich überlief; nun tauchten erst ein paar Rhinocerosse auf und gingen unter den Bäumen ins Wasser. Das andere Wild machte sich schleunigst davon. Wir waren kaum aus dem ersten Schrecken heraus, da kam eine Herde Elefanten in langsamem Tempo angewackelt. Die Rhinocerosse verließen den Fluß und gingen aufwärts, was den Elefanten nicht paßte. Sie verfolgten sie eine Strecke, und wie froh



... da kam eine Herde Elefanten in langsamem Tempo angewackelt
(Photo: Archiv)

waren wir, als wir sahen, daß sie in ziemlicher Entfernung in den Fluß stiegen. Wären wir nicht so von Angst befangen gewesen, so hätten wir gerne oft laut aufgelacht bei den verschiedenen Badeversuchen, die sie anstellten. Manchmal spritzen drei bis vier zugleich das Wasser über die andern. Als sie so lange Zeit gebadet und den Fluß hin- und wieder durchquerten, gingen sie endlich heraus und wanderten weiter. Nun hatten wir noch Zeit, etwas auszuruhen und begrüßten mit Freuden den kommenden Morgen. Wir waren also von den Taitabergen bis an den Tavetafluß gewandert und konnten die Pareberge sehen, aber nicht an einem Tage erreichen. Wir fühlten uns auch recht müde, als wir von unsern Baumästen herunterstiegen.

Was nun? Wir begannen zu beraten. Ich wußte, daß zur Linken der Dyipe-See liegen mußte, und daß dort gewöhnlich Leute anzutreffen sind, die fischen. In meiner Angst, daß meine

zwei Begleiter doch nicht vom Malariafieber erfaßt werden, gab ich den Rat, daß wir den Weg zum See einschlugen. Wir wanderten wieder in der glühenden Sonnenhitze und freuten uns, als wir den Dyipe-See von ferne erblickten. — Gegen Abend erreichten wir unser Ziel und fanden einige gutmütige Männer am Fischen. Ich bot einem ein Hemd an für eine Portion Fische, bat ihn, uns über Nacht zu behalten und versicherte ihm, daß wir nichts Böses wollten. Philemo gab einem andern eine Mütze, und Johanni ein Lendentuch. Jetzt wurden sie unsere Freunde und boten uns zu essen an, wozu wir uns gar nicht nötigen ließen. Wie freuten wir uns, ruhig schlafen zu dürfen. Am andern Morgen beschloßen wir, hier einen Tag auszuruhen. Am darauffolgenden Tage setzten wir bei Tagesanbruch unsere Wanderung fort. Die Dyipe-Leute zeigten uns den kürzesten Weg, um durch die Massai-Steppe die Pareberge zu erreichen. Wir gingen immer schneller und schneller und kamen gegen Abend nach Kisanpara. Hier kannte ich die Gegend. (Fortsetzung folgt.)

3

Meister, wo wohnst du? (Joh. 1, 38)

Kommet und sehet:

In allen Tabernakeln, die meinem Dienst geweiht,
 Vertweil ich voll Verlangen und bin dort stets bereit,
 Die Sünder zu empfangen, die Kranken aller Art
 Und alle, die verirrt sich auf dieser Lebensfahrt.
 Ich harre all der Müden, von Leid und Weh beschwert,
 Ich harre der Verfolgten, von Kummer fast verzehrt.
 Ich bin bereit, zu kommen durch meines Priesters Hand,
 Zu Sterbenden und Kranken im kalten Erdenland.
 Ich warte auf die Kämpfer, die meiner Fahne treu,
 Und stärke sie im Streite mit meiner Kraft aufs neu.
 Ich warte auf die Guten, auf Seelen, treu wie Gold,
 Und sprech zu ihrem Herzen, als Bräutigam so hold.
 Ich harr auf stille Beter, die mit mir am Altar
 Sich meinem Vater opfern, als Hostie, rein und wahr.
 Dann stehen wir zusammen um Vaters Gnad und Huld
 Und sühnen mit Maria der Menschen schwere Schuld.
 O kommt zu meiner Wohnung, im stillen Altarschrein,
 Damit wir schon auf Erden so ganz vereint sei'n!
 Dann wohn ich mit dem Vater und mit dem Heil'gen Geist
 Inmitten jeder Seele, die Gott den Schöpfer preist,
 Die rein von jeder Sünde auf meine Liebe baut
 Und die mit ganzem Herzen mir, ihrem Gott, vertraut.
 Kommet und sehet!

m. 6.